

Stadelhofer-Platz

Von der Suche nach Urbanität / Von Peter Kamber

Es hatte ganz bestimmt nichts mit Gastronomie, mit feiner Kochkunst, zu tun. Wenn ich dennoch immer wieder hinging, lag das vielmehr an der Atmosphäre und am günstigen Preis. Nirgends in der Stadt kostet eine Mahlzeit so wenig wie da in der EPA, an der Stadelhoferstrasse. Natürlich spricht sich, das herum, vor allem unter alleinstehenden Rentnerinnen und Rentnern, aber auch unter jüngeren Leuten. Rolltreppen führen an den Kaufhausangeboten vorbei in den zweiten Stock, wo sich das Selbstbedienungsrestaurant befindet. Als ich mir mit der höflich-vorsichtigen Frage «Ist hier noch frei?» ein Plätzchen sichere und zu essen beginne, sagt die stättliche Dame, die mir gegenüber vor der Fensterreihe sass und von da den ganzen Raum überblickte, liebenswürdig «guten Appetit».

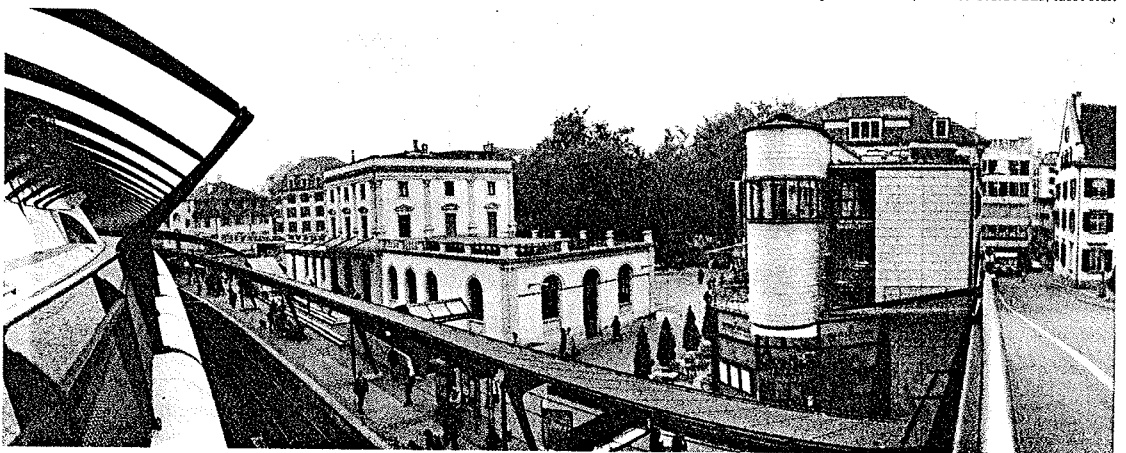
Während Wochen hatte ich im Schweizerischen Sozialarchiv zu tun, einer Bibliothek mit Schwerpunkt Gesellschaftsfragen. Um essen zu gehen, gibt es viele Orte rund um den Stadelhofer-Platz, dessen diskretem Charme ich seit langem erlegen bin. Seit 1975 war er schon fast autofrei, seit 1991 ist er es vollständig. Mit hohen Bäumen und einem Springbrunnen in der Mitte, wird er seitlich von zwei Häuserblöcken begrenzt und nach oben hin vom Bahnhof Stadelhofen, wo sich fünf S-Bahn-Linien kreuzen. Am unteren Ende liegt schräg gegenüber die Oper, davor der Theaterplatz und die Sechseläutenwiese, die bis zum Bellevue-Platz reicht. Noch weiter unten beginnen die Quaianlagen und der See; unter der Quai-Brücke verengt der sich zu einem Fluss, der Limmat. Städtisches Leben um einen Platz, über Mittag: Es dreht sich vor allem um Rohes und Gekochtes. Der Unterbruch der Arbeit, den sich die Leute irgendwann zwischen zwölf und zwei leisten, um sich fürsorglich ihres Magens anzunehmen, ist streng genommen der einzige Augenblick im Tag, der offen ist, keinen direkten Zwängen und Verpflichtungen unterliegt, freisteht zur Improvisation. Ein wenig in die Sonne blinzeln, wenn sie sich zeigt, neugierig etwas den Blick schweifen lassen, sich die Beine vertreten und nach durchgesessenem Morgen wieder zum aufrechten Gang zurückfinden: Wenn sie nach etwas Essbarem schnuppernd über die öffentlichen Plätze streifen, wachen viele Stadtmenschen erst richtig auf, beginnt ihr eigentliches Leben.

An einem Platz, der kein toter Raum ist, sei wesentlich, lese ich in Richard Sennetts Buch «Verfall und Ende des öffentlichen Lebens», «dass er Personen miteinander mischt und eine Vielfalt von Aktivitäten anzieht». Gleich um die Ecke hat die Migros ihr Restaurant, im ersten Stock, über dem Supermarkt. Selbstbedienungsrestaurants sind Einstülpungen des öffentlichen Platzes in die Gebäude, stelle ich mir vor, Stadt und Interieur verschränken sich, das Draussen lappt ins Innere der Häuser, es gelten in der Regel die Gesetze der Strasse: Unbekannte sprechen sich nicht an. Richard Sennett, der amerikanische Stadtsoziologe, meint in seinem jüngsten Buch «Civitas. Die Grossstadt und die Kultur des Unterschieds», dass «die Differenz und die Indifferenz gegenüber den anderen Menschen ein eng umschlungenes, unglückliches Paar bilden. Das Auge nimmt Unterschiede wahr, auf die es mit Gleichgültigkeit reagiert.» Als die Bibliothek um acht schliesst, bin ich geschafft. Müde packe ich meine Sachen zusammen und beschliesse, im «Olivebaum» direkt

am Bahnhof Stadelhofen noch eine Kleinigkeit zu essen. Seit 1906 kämpft hier der Zürcher Frauenverein – 1894 gegründet – gegen Trinksucht und Sittenverfall. Das 1838 erbaute Gebäude hat man 1986 bis auf die Grundmauern abgetragen. Die Fassade wurde aus Gründen des Denkmalschutzes teilweise rekonstruiert und gegen den Bahnsteig hin durch ein recht hübsches, schmales, postmodern-aufgetakel-

hende «innere Schranke zwischen den Menschen» aber deutete Simmel als eine Grundvoraussetzung für das urbane Zusammenleben, sie «allein» mache «die moderne Lebensform möglich»: «Denn das Aneinander-Gedrängte und das bunte Durcheinander des grossstädtischen Verkehrs wären ohne jene psychologische Distanzierung einfach unerträglich. Dass man sich mit einer so ungeheuren Zahl von Men-

bricht, ist praktisch alles geschlossen. Die Häuserzeilen werden undurchdringlich. Wer das Leben auf der Strasse sucht, gehört zu den Exilierten. Rund um den Stadelhofer-Platz hat nur das Café Mandarin geöffnet, und es ist wohlwollend voll. Anderntags ist auch die Kronenhalle am Bellevue wieder geöffnet: Haute-Cuisine ist ein Trapezakt, auch für die Gäste. Das erste Gefühl der Verlegenheit – was tue ich überhaupt



«Ist der Stadelhofer-Platz deshalb so anregend, weil sich hier verschiedene Lebensbereiche überschneiden? Auf dem Moränenhügel oberhalb des Bahnhofs Stadelhofen: Die Kantonsschule Hohe Promenade; an der Stadelhoferstrasse: Das Schweizerische Sozialarchiv . . .

tes Gebäudefragment ergänzt. Als ich schon sitze, fällt mir auf, dass mir gegenüber auf der anderen Seite der «U-förmigen» Theke einer sitzt, zu mir linke, Salat aufspießt, ihn im bleichen French-Dressing zusammenlegt, nervös den Mund verzieht, vermutlich um die Salatreste zwischen den Zähnen herauszusaugen, den Arm vor das Gesicht schiebt, um die Armbanduhr zu beäugen, damit der Zug nicht ohne ihn abfährt. Beim letzten Bissen, noch kauend, zückt er sogleich das Portemonnaie, die überreizten Augen mit den flatternden Lidern reibend – vermutlich ein Angestellter der Geschäftsmetropole, der noch nicht zur verdienten Abendruhe gekommen ist, kurz vor seiner Flucht in die nicht ganz sorglosen Träume seines Schlafs.

«Wer das Gefühl des urbanen Lebens sucht, geht an ihm vorbei. Es stellt sich ein, oder es bleibt aus . . .

Da ich mich immer an denselben Platz setze, komme ich mit der Serviererin ins Gespräch, die an jener Stelle bedient. Sie ist Portugiesin, seit elf Uhr morgens an der Arbeit. Da um 21 Uhr geschlossen wird, winkeln sie und ihre Kolleginnen in den Minuten zuvor die Gäste ab, die noch zur Drehtür hereinkommen: Die Maschinen für Kaffee und dergleichen seien schon geputzt. In seiner 1900 erschienenen «Philosophie des Geldes» schrieb Georg Simmel über die «Distanzierung durch den Geldverkehr»: «(. . .) er legt eine Barriere zwischen die Personen, indem immer nur der eine von zwei Kontrahenten das bekommt, was er eigentlich will, was seine spezifischen Empfindungen auslöst, während der andere, der zunächst nur Geld bekommen hat, eben jenes erst bei einem dritten suchen muss. Dass jeder von beiden mit einer ganz anderen Art von Interesse an die Transaktion herangeht, fügt dem Antagonismus, den schon die Entgegengesetztheit der Interessen von vornherein bewirkt, eine neue Fremdheit hinzu.» Die auf diese Weise entste-

chen so nahe auf den Leib rückt, wie die jetzige Stadtkultur mit ihrem kommerziellen, fachlichen, geselligen Verkehr es bewirkt, würde den modernen sensiblen und nervösen Menschen völlig verzweifeln lassen, wenn nicht jene Objektivierung des Verkehrscharakters eine innere Grenze und Reserve mit sich brächte.»

Ein paar Tage später gerate ich mit einer Bekannten, die ich ab und zu ganz zufällig beim Essen am Stadelhofer-Platz treffe, im Migros-Selbstbedienungsrestaurant in einen Disput über den Wert von oberflächlichen Bekanntschaften – zwar mit Ironie abgedefert, aber nicht minder leidenschaftlich. Was es ihr nütze, ein paar hundert Leute zu «kennen» und jemandem, mit dem sie vielleicht vor ein paar Jahren einmal gesprochen habe, im Tram guten Tag zu sagen, wenn sie ihn wiedersehe? Das sei doch alles nur Kulisse. In dieser Stadt versuche jeder so cool zu sein. Ich sprach hingegen vom kumulativen Zuwachs an Lebensqualität, je mehr Leute wir kennen. Sie entgegnete, es sei ihr wichtig, einige Menschen wirklich gut zu kennen. Zugegeben, ich befand mich mit meinem Loblied auf die Urbanität und die oberflächlichen Beziehungen – mit Leuten, die wir nie wieder sähen, mit denen wir in einem Blickkontakt, vielleicht in einem einzigen Gespräch nur, eine ganze Beziehung lebten – auf ausserst dünnem Eis. «Die Verhältnisse des modernen Menschen zu seinen Umgebungen entwickeln sich im ganzen so, dass er seinen nächsten Kreisen ferner rückt, um sich den ferneren mehr zu nähern», hatte Simmel betont. Aber, so denk ich mir, wo die Umwelt zur Umwelt wird, bietet das urbane Leben wenig Hoffnung: Die Leute erleben die öffentlichen Plätze nicht mehr als Ort der Begegnung, sondern als Stätten der Angst. Eine Stadt wie Zürich verfällt an kirchlichen Feiertagen in eine atavistische reformierte Starre – stets ein Härtestes für das urbane Lebensgefühl, vor allem am 24. Dezember: Es ist kalt, und wenn die Nacht herein-

bricht – legt sich erst, als am Nebentisch nach dem Kellner gerufen wird – vier Personen: ein Herr um die 55, eine Frau um die 50, zwei Heranwachsende im Alter von 18, 20 Jahren. Das Filet des Herrn schmecke nach Fisch. Es müsse wohl aus Versetzen mit falscher Butter übergossen worden sein oder es sei in der falschen Pfanne gelandet. Das sei offensichtlich. Gastronomie als Kampfplatz. Beleidigung der Geschmacksnerven als Fehdehandschuh. Und das an einem 25. Dezember. In ein Restaurant der Spitzenklasse gehen nicht wenige wie ins Theater. Da hat das Publikum, anders als im Kino, ja auch seinen Auftritt, und das macht für viele einen gut Teil des Reizes aus.

In so einen Fressstempel treten sie mit erhobenem Haupte ein; und sie verlassen ihn, was immer ihnen in der Zwischenzeit widerfahren ist, auch wieder erhobenen Hauptes. Der Oberkellner, der sich vom Kellner im weissen Jackett durch den Anzug unterscheidet, nahm den Teller mit, den Teller mit dem zweifelhaften Filet, und trug ihn weg, als wäre dies die selbstverständliche Sache der Welt. Auf den Serviertischen türmen sich Pfännchen und Schüsseln. Einige Minuten vergehen. Der Oberkellner kehrt zurück. Es tue ihm sehr leid, der Küchenchef sei nicht der Meinung, dass das Fleisch nach Fisch rieche. Der Gast: «Dann behalten Sie's!» – «Kann ich Ihnen was anderes bringen?» Scharfes Nein. Die Frau: «Nimm doch etwas anderes!» Der Mann: «Nein, da mache ich jetzt den Kopf, zu deutsch: Bin ich ein Dickschädel, so will ich einer sein, aber ich esse nichts mehr. Der Oberkellner insistiert. Er solle was anderes nehmen. Er bringe ihm – klang es verzweifelt? –, was er wolle. Nein. Nein blieb Nein. Der Oberkellner ab. Der Kellner mit dem weissen Jackett tritt hinzu. Hört sich die ganze Geschichte nochmals an. Entschuldigt sich, wie zuvor der Oberkellner. Sie könnten nichts dafür. Herr und Dame, jovial: Das wüssten sie, es sei nicht seine Schuld. Als er weg ist, knurrt der um sein Filet Betrogene:

«Das macht mich doch granatenverrückt! Die anderen speisen betreten. Ich selbst hüte mich in diesem Augenblick, auch nur eine Sekunde den Kopf zu drehen. Woher weiss ich, dass sich das so gehört?»

Ich stelle mir vor: Von den Tischen rund herum erhöhe sich eine Person nach der anderen, würde probieren, bliebe stehen. Die Leute beratschlagten und würden eine Delegation in die Küche entsenden. Der Küchenchef erschiene mit hochrotem Kopf, bewaffnet mit Spieß und Fleischermesser. Erste Handgreiflichkeiten, Worte fallen, die hier nicht wiedergegeben zu werden brauchen. Aufstand, Widerstand! Aber nein, eben nicht, bloss nicht. Solidarität von Tisch zu Tisch gälte in höchstem Masse als unschicklich. Unterdessen bekomme ich mein Filet Stroganoff, in Stücke geschnitten an einer Sauce, mit Beilage. Es ist köstlich. Ich darf es mir natürlich nicht anmerken lassen. Es wäre ein Mangel an Delikatesse, «un manque de délicatesse».

Tags später werde ich es leid, von Restaurant zu Restaurant zu ziehen. Wer das Gefühl des urbanen Lebens sucht, geht an ihm vorbei. Es stellt sich ein, oder es bleibt aus, lässt sich

aber auf keinen Fall fassen. Es ist Leere und Fülle zugleich. Öde liegt die Stadtlandschaft da, im nächsten Augenblick pulsiert sie voller Erregung. Nichts ist «auf Nummer Sicher»; in der Stadt existiert alles nur der Möglichkeit nach. Wie gewonnen, so zerronnen. Der Betonung der Individualität im persönlichen Bereich entspricht die Unmöglichkeit, Augenblicke festzuhalten. Alles ist exklusiv und vergänglich. Ausschliesslichkeit. Jeder Moment ist von Grund auf neu zu gestalten. Treulosigkeit der Augenblicke.

Sich vorzustellen, ein Leben lang in Restaurants zu leben, nicht einmal zu wissen, dass es Wohnungen gäbe, ein Leben zwischen Arbeitswelt und Restaurants, Schlaf in Sesseln, nach dem letzten Dessert oder Schluck, zu denken, es sei die Erfindung des Bettes nie gemacht worden . . . die Hölle. Eine Hölle voll Zugluft. Ständig im Mantel, aufrecht sitzend, mit Schuhen. Die Füsse, der Rücken, der Nacken brauchen die Privatsphäre. Restaurants sind ein feindlicher Lebensraum. Was braucht's, damit ein Mensch sich wohlfühlt? Bedientwerden ist nicht alles. Die Lust, gewisse Dinge selbst zu tun, in Kochtöpfe zu gucken. Ein Gericht entstehen sehen, gestalten. «Wohnen heisst Spuren hinterlassen», schrieb Walter Benjamin in seinem «Passagen-Werk».

Am nächsten Tag hat mich die Stadt wieder. Ein Lächeln auf einem öffentlichen Platz erfreut zehn Menschen. Leute spüren sich, stehen miteinander in Verbindung, auch wenn sie nicht miteinander reden. Die Sonne taucht den Stadelhofer-Platz in ein golden gedämpftes Licht. Ein kühler blauer Himmel dehnt sich über den letzten Morgengunst. Ich sehe, wie ein Lokführer der S-Bahn mit spitzem Hintern auf der kalten Metallbank des Wartehäuschens sitzt. Am gegenüberliegenden Ende des Platzes steht ein Mann an einer Hauszacke und spricht in sein transportables Telefon. Gut vernehmlich. Ein paar Schritte weiter zockelt eine leicht vorüber-

gebeugte ältere Frau vorbei und spricht ebenfalls laut vor sich hin – aber ohne Telefon. Dann – ein Uhr mittags – wieder die Treppen hinauf ins Selbstbedienungsrestaurant der EPA: Sandstrand unter Dachern, modernes Schlaraffenland, wo einem durch einen Zauberspruch beim Öffnen des Portemonaies die gebrauten Tauben in den Mund fliegen. Doch wer kein Geld hat, steht draussen. Eine vielleicht 65jährige Frau mit traurigen Augen setzt sich neben mich. Auf ihrem Tablett zwei Thunfischbrötchen und eine Tasse Kaffee. Man müsse ja etwas essen, sagt sie fast entschuldigend, als hätte sie es überschlüsselt gekostet, sich dazu zu entschuldigen. Sie habe eben kein grosses Einkommen wie andere. Aber die machten ja oft auch nur Schulden: «Ist ja doch alles Koloros.» Als ich nach einer Weile gehe, wünscht sie mir einen schönen Nachmittags.

Doch so ein Platz hat tausend Gesichter. Er erschöpft sich nicht in den Restaurants, Geschäften und Kinos, die ihn umsäumen. Er ist nicht bloss Drehscheibe funktionaler Interessen. «Die Stadt», definiert Siegfried Giedion in seinem Buch «Architektur und Gemeinschaft», «ist der Ausdruck einer Vielfalt gesellschaftlicher Bezüge, die zu einem Gesamtorganismus verschmelzen.» Die «Monstrosität der existierenden Stadt» ist Giedions Ansicht nach auch eine Folge des Mangels «an Plätzen (...), an denen man einfach verweilen kann, um sich zu entspannen, um auszuruhen, um sich zu treffen».

Dieses Freiheitsgefühl auf einem Platz: Es ist nicht mehr der Gehsteig, der die Richtung vorgibt und wie in eine Marschkolonie einreicht, in der bei Halsbrecherischem Gegenverkehr alle einander zu überholen trachten, nein, auf einmal kannst du deine Schritte lenken, wohin du willst, verweilen, ohne überannt zu werden, dich umdrehen. Wo Gehsteige Sturzbächen und reisenden Flüssen ähneln, sind verkehrsfreie städtische Plätze stille Seen, von Baumkronen überdeckte Teiche. Zwar laufen Leute kreuz und quer, doch der Hauptgedruck ist der der Gelassenheit, der Ruhe. Plätze schlagen der Sonne eine Bresche, lassen das Licht herein in die Stadt, und – mit dem Grün und der relativen Ferne der Benzinmotoren – auch Luft.

Die Nachmittagssonne steht über dem Zürichsee. Wie den Stadelhofer-Platz geht, wirft einen langen Schatten, der genau parallel zu den Häuserfronten verläuft, die den Platz begrenzen. Die von der Forch kommende S-Bahn, die auf Stadtgebiet die Schienen mit dem Tram teilt, kurvt behutsam auf den Platz, wie ein gezähmtes, riesiges Reptil, ein Lindwurm, der die Vorbeigehenden nicht erschreckt, ringelt sich um die eine Hälfte des Schienenkreises, um kurz darauf mit neuen Passagieren ächzend um die Ecke zurück wieder den Berg hinauf zu gleiten. Die Geschichte des Landrichts Stadelhofen geht bis ins vierte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurück. Bei den Arbeiten zur Renovation und Erweiterung des Opernhauses 1981 sind prähistorische Pfähle und andere Überreste entdeckt worden, die eine kontinuierliche Abfolge von Siedlungen etwa ab 3800 vor der Zeitenwende belegen. Magie des Ortes.

Weniger lang zurück eine andere Realität. 30. Mai 1980: Opernhauskrawall, Zürcher Jugendbewegung, die für ein autonomes Jugendzentrum kämpft, für Freiraum und für ihre eigenen Formen der Kultur. Wer damals ebenfalls vor dem Opernhaus stand, war Heinz Nigg. Eine seiner Studentinnen war an der Videokamera, er führte Regie. Seit zwei Semestern hatte er als Ethnologe an der Universität Zürich einen Lehrauftrag zum Thema «Community Media». Es war Projektunterricht zum Thema «Wissenschaftliche Aktionsforschung unter Einbezug von Video».

Seine Doktorarbeit hatte Nigg über den Einsatz von Video und anderen Kommunikationsmitteln in der Sozialarbeit in London geschrieben. Mit einer Gruppe von Studierenden arbeitete er an einem Kurzfilm über «Rock als Revolte»; an jenem Abend kam er zu exklusiven Bildern. Nachdem erste Vorführungen zu einem Aufschrei bürgerlicher Kreise geführt hatten, landete das Krawall-Video im Tresor des Rektorats der

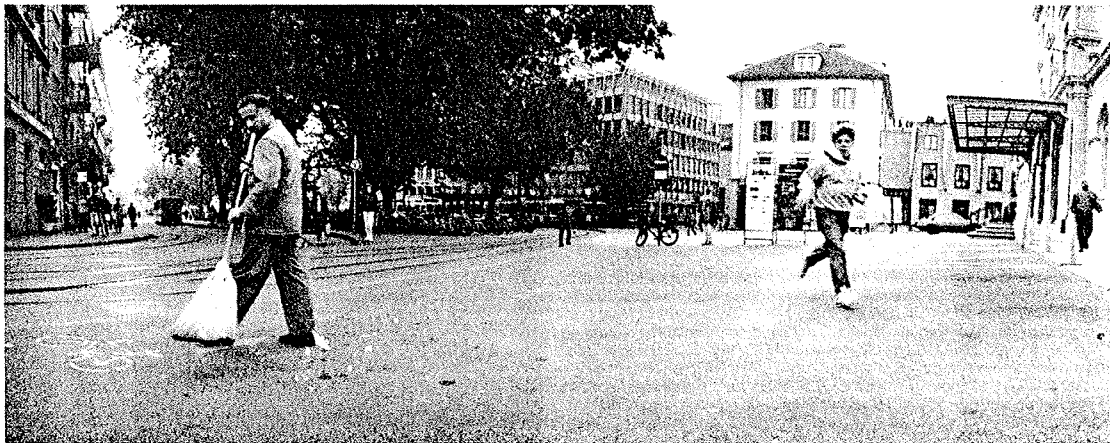
Universität – um zu verhindern, dass die Strafverfolgungsbehörden und der Regierungsrat die Hand darauf legten. Es nützte alles nichts. Da es eine Hochschulautonomie in Zürich nicht gibt, langten die Gerichte zu und visionierten den Film. Selbst die britische Royal Anthropological Society protestierte und wehrte sich – wie viele andere – für die Respektierung der Lehr- und Forschungsfreiheit. Der für Erziehung und Universität zuständige kantonale Regierungsrat, dessen Name seit Jahren als Inbegriff für eine Politik steht, die mit schwarzen Listen operierte und je nachdem die Anstellung von Professoren, Lehrbeauftragten und Assistenten nach persönlichem Gutdünken verhinderte, sagte Heinz Nigg ab. Ich traf den Ethnologen und Videospezialisten Nigg im Winter zufälligerweise gerade auf dem Stadelhofer-Platz, keine fünfzig Schritte von der Oper entfernt. Verschiedene Studierende des Fachbereichs Ethnologie hätten damals tief enttäuscht ihr Studium abgebrochen, sagt er mir. Er selber erhielt nirgends mehr eine Stelle als Hochschullehrer, schlug sich mit soziokultureller Video-Animation in der Erwachsenenbildung und der Arbeit

erhalten, laufen die elegantesten Warenläden hin, so dass eine solche Passage eine Stadt, ja eine Welt im Kleinen ist.»

Mein mittäglicher Erkundungsgang führt mich wieder ins Universum der Selbstbedienungsrestaurants. Wieder mal die Migros. An einem Nachbartsitz frischen Schülerinnen laut Anekdoten auf. Jeder Schultag liefert ihnen neue. Ihr Lachen beschwingt. Direkt vor mir, davon unbewundert, ein Herr, der die konservative Zeitung liest, die gleich gegenüber an der Falken-Strasse gedruckt wird; zwischendurch schiebt er sich eine Gabel voll aus seinem Salateller in den Mund. Das Glasdach über dem Essraum lässt milde Sonne hereinströmen. Der Wunsch regt sich, spazieren zu gehen.

... im nächsten Augenblick pulsiert sie voller Erregung. In der Stadt existiert alles nur der Möglichkeit nach ...

«Der letzte Flaneur» ertrank, so Benjamin, im Verkehrsstrom auf den Strassen. Im «Heberhaften Verkehr» ging der «gelassene Habitus» verloren – aus dem Flaneur wurde «der Mann der Menge».



... rund um den Platz: Bürobauten, Kinos, Hotels, Restaurants, Cafés, eine grosse Tageszeitung; in unmittelbarer Nähe ein Zeitschriftenriesen, die Oper, das Bernhard-Theater ...
Fotos Silvia Luckner

mit Kindern und Jugendlichen durch. Ein Jahrzehnt lang. Erst im Wintersemester 91/92 stellte ihn die Uni Bern auf Initiative der Studierenden für einen einsemestrigen Lehrauftrag an. Damals, sagt er mir, sei er sich anfangs gar nicht bewusst gewesen, wie sehr ihn dieses indirekte Berufsverbot innerlich treffen sollte. Und das alles nur, weil er sich im richtigen Augenblick an der richtigen Stelle befunden hatte, um sich als Ethnologe einer Jugend, die von der Gesellschaft nicht mehr verstanden wurde, aus deren eigenem Blickwinkel zu nähern. Walter Benjamin schrieb in seinem posthum veröffentlichten Fragment, dem «Passagen-Werk», wer die Stadt durchstreife, begegne ihrer Vergangenheit: «Den Flaneur leitet die Strasse in eine verschwundene Zeit (...).»

... lässt sich aber auf keinen Fall fassen. Es ist Leere und Fülle zugleich. Öde liegt die Stadtlandschaft da, ...

Der Flaneur des 19. Jahrhunderts ist eine Baudelaire'sche Figur, welche beim Spazieren ihren Studien nachging, sich lustvoll in der Menge verlor: «Das Vergnügen, in Menschenmengen zu sein, ist der mysteriöse Ausdruck der Befriedigung durch die Vervielfachung der Zahl», schrieb Charles Baudelaire. Der Flaneur gab sich dem Unbekannten hin, stets auf der Suche nach dem Neuen, fühlte sich von Bahnhöfen besonders angezogen, von Ausstellungshallen und Warenhäusern. Walter Benjamin: «Er sucht sich sein Asyl in der Menge (...).» «Lieblingsaufenthalt der Spaziergänger» des vorigen Jahrhunderts waren Benjamin zufolge die Passagen, jene gedeckten Galerien, die ein «Illustrierter Pariser Führer» aus dem Jahre 1852 so beschrieb: «Die Passagen, eine neuere Erfindung des industriellen Luxus, sind glasgedeckte, marmorierte Gänge durch ganze Häusermassen, deren Besitzer sich zu solchen Spekulationen vereinigt haben. Zu beiden Seiten dieser Gänge, die ihr Licht von oben

schnauzt; sie hatte sich einen gemischten Salat im Plastikgeschirr und eine Ein-Liter-Packung Eistee unten im Supermarkt geholt, wo es billiger ist, und mit ins Selbstbedienungsrestaurant genommen, das nota bene zum selben Unternehmen gehört. Ihr Freund verpöste das Menü. Der Mann: Da könne ja gradessogut jeder mit einem Teebeutel kommen und heisses Wasser verlangen! Das scheint ihm eine absurde Idee zu sein. Immerhin wird er nicht grob, geht wieder und lässt sie fertigessen. Dies ist also nur beschränkt ein öffentlicher Platz. Wie eine Parklücke mieten wir uns mit unserer Konsumation die Sitzfläche. Miteingeplant ist: Die Leute sitzen so nahe aufeinander, dass hier während des Hauptsturms zwischen zwölf und eins nur wenige, die alleine herkommen, freiwillig länger sitzenbleiben, als unbedingt nötig ist, um den Teller leerzuzessen. An meinem Tisch ist einer, der nervös hustet und auf die ihm unbekannt Frau starrt, die ihm direkt gegenüber sitzt. Auf Magen-ebene meldet sich Unbehagen, Abstände werden unterschritten. Gelöste Stimmung nebenan: Vier Dreikäsehochs, die über Konjunktiv-Imper-

sitzt, wie Calatrava diese kleine Brücke in eine Aussichtskanzel überführt, in deren Inneren es über eine Treppe zu einer Zwischenetage geht und von da links und rechts vom wuchtigen Brückenkopf schliesslich auf den Vorplatz des Bahnhofs. Dort ist diese in fließender Bewegung erstarrte Betonskulptur ausgehöhlt, und über ein weitere Treppe gibt sie den Weg frei in die Ladenpassage unter den Bahnhofgleisen. Neben jenem schlundartigen Eingang mit seinem hydraulisch auf- und zuklappbaren, gebogenen schwarzen Engsitteger – ein wahres Höllentor – gibt es noch an drei anderen Orten Abgänge und Rolltreppen in die Stadelhofer Unterwelt. Die hellen, aus dem Beton wie aus einem lockeren Teig gekneteten Stützen und Quertäger in der Einkaufspassage unter dem Boden wirken wie die gigantischen Knochen und Knorpel eines versteinernten Urskeletts – Überreste eines Getiers, dessen einstige Form und Funktion niemand mehr zu entschlüsseln vermag. Das künstliche und das natürliche, durch Glasbausteine gedämpft herabfallende und herindringende Licht lässt mich an Louis Aragons Deutung der Einkaufs-Passagen als «menschliche

Aquarien» denken; Walter Benjamin erwähnt sie in seinem «Passagen-Werk». Unwirklichkeit des Anscheins. Das wohlige Gefühl des aufgehobenseins in dieser bauchigen Höhle kann auch einem Alptraum weichen. Das Restaurant an einem Ende der Passage, die bunten Ladengeschäfte und Boutiquen, die Lifte, die Rolltreppen nehmen zwar dem Raum jede Enge; doch die 1989 gegründete «Frauenlobby Städtebau», der acht Architektinnen, eine Sozialpsychologin und eine Juristin angehören, äusserte auch Kritik. Diese Frauenorganisation, die sich ganz konkret mit der Frage auseinandersetzt, wo und wie im öffentlichen Raum – Parkhäusern, Bahnhöfen, Unterführungen – Frauen Einschränkungen, Behinderungen und Gefährdungen ausgesetzt sind, wies kürzlich auf die Schattenseiten der Architektur Santiago Calatravas hin: Die toten Winkel hinter den zu Skulpturen gewordenen Stützen etwa oder die in den Untergrund verbannten Toiletten, «in denen Frauen schon massiv bedroht und sogar vergewaltigt worden sind».

In den Nachtstunden, wenn keine Züge mehr verkehren, werden alle Zugänge zur unterirdischen Stadelhofer-Passage geschlossen. Für die Obdachlosen, die Alkohol- und die Drogenabhängigen gibt es so keinerlei Aussicht, um etwa hier einen warmen Schlafplatz zu suchen. Dem wurde schon in der Planung ein Riegel vorgeschoben; als ich mich bei einem Stationsbeamten genau darüber erkundigte, wie und wann die Gitter nachts jeweils geschlossen werden, reagierte er misstrauisch: Es ist ihm nicht geheuer, dass sich einer dafür interessiert. Ich habe mit der S-Bahn über die neue Tunnelstrecke, unter der Limmat bis zum Hauptbahnhof, dessen Ladenpassage seit Jahresbeginn nachts ebenfalls rundum vergittert ist. Die Fahrt dauert nur zwei Minuten. Es ist 18 Uhr. Stoszeit ohne Stau. Ein Gefühl von Urbanität, das fast erbebend ist, sicherlich. Doch das Gefühl auch, dass die Bollwerke, die einst diese Stadt umschlossen, sich in ihr Inneres verlagert haben.